Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 95 (1969)
Heft: 45

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

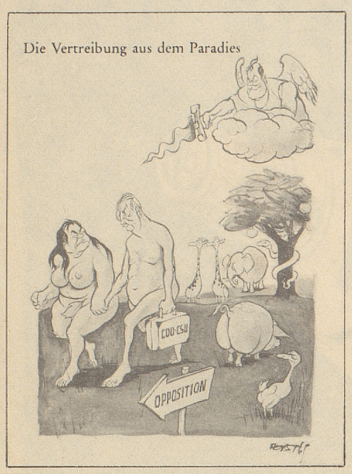
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BRIEFE AN DEN NEBI



Die Vertreibung aus dem Paradies

Grenzen der Karikatur

In Nr. 42 bringen Sie eine Karikatur ‹Vertreibung aus dem Paradies› (Vertreibung der CDU in die Opposition). Diese Darstellung ist nun eine Geschmacklosigkeit sondergleichen. Es geht nicht um die Namen der Politiker oder der Parteien. Aber schließlich sind es doch Persönlichkeiten der Weltöffentlichkeit. Eine Darstellung in dieser Form von Brandt, Scheel o. a. wäre gleichermaßen zu verurteilen. Schade, sehr schade, daß der Nebelspalter sich so etwas leistet. Und hoffentlich wiederholt es sich nicht wieder. Es wäre zu bedauern.

A. H., Steckborn

Herberge für einen Dichter

Lieber Herr Redaktor,

da ja wir Frauen im Kanton Zürich nun bald einmal etwas zu den wichtigen Angelegenheiten zu sagen haben werden, gestatte ich mir, ausnahmsweise auch etwas zum Nebelspalter zu sagen, denn der ist ja ebenfalls eine wichtige Sache.

Daß darin Politiker und Politikaster aller Couleurs ihre Schlachtrößlein tummeln, ist ja selbstverständlich, und daß Sie seit einiger Zeit einen Leserbriefkasten haben, der diesen Namen verdient, das ist ein erfreulicher Fortschritt. Da sieht man erst, wie groß das Echo ist und wie der Nebelspalter zum Denken anregt.

Besonders hoch anrechnen aber möchte ich Ihnen – und dafür danken möchte ich ganz laut – daß Sie auch einem Feinen und Besinnlichen, dem Dichter Albert Ehrismann im ‹Spazierbüchlein› Herberge angeboten haben. Seine Spalte wirkt wie ein Stücklein verschwiegenen Parks inmitten einer lärmverseuchten Stadt, in der Meinungen wie Fahrzeuge und Interessen aufeinanderprallen, daß es nur so kracht. Albert Ehrismann scheut sich zwar ebenfalls nicht, eine eigene Meinung zu haben und zu verkünden – aber er überfährt niemand damit. Die eher Stillen danken es ihm!

Mit freundlichen Grüßen

Pia Z., Winterthur

Man sollte ...

Soviel wird darüber geredet – und so wenig getan. Oder meines Erachtens wenigstens nicht das Richtige. Ich habe dieses Problem gründlich studiert – ich bin indirekt selber davon betroffen, aber ich finde es falsch, daß es sozusagen ‹zwei Lager› gibt und jeder beharrt auf seinem Standpunkt. Der eine ist der Fremdenhasser, dem der Fremde nichts nützt, dem er sogar im Wege ist und der deswegen jedes Interesse hat, ihn wieder loszuwerden, ohne an die Folgen zu denken. Die andere Seite ist auf diese Leute angewiesen (und wie!) und da trifft es sich nun wunderbar, wie im Nebelspalter Nr. 42 die beiden Artikel: ‹Vox populi?› und ‹Wir sind ein vornehmes Volk geworden› sich ergänzen. Im Letzteren liegt nämlich der Punkt zum Ersteren.

Ich suche auch schon lange einen andern Namen für Fabrik. Und der Name Fabrikarbeiterin muß ausgerottet werden, als ob er ein Schandfleck wäre. Die modernsten, schönsten Räume, alle Spezialarbeiten und Spezialmaschinen, gute Bezahlung usw. ändern nichts daran, daß sozusagen alle Eltern sagen: «Meine Tochter muß nicht in die Fabrik.» Lieber soll sie in einem Büro eines Hinterhauses ‹verschimmeln› oder langsam ‹verblöden›, wenn sie sich nur Büroangestellte nennen kann. Wir sind aber ein produktives Land, wir stellen wunderschöne Sachen her in unseren Fabriken, Sachen, die modern sind und gesucht, die mit Freuden gekauft werden. Bitte, aber wer soll sie produzieren? Vielleicht Roboter? So weit sind wir noch nicht. Ich möchte aber den Berufsberater persönlich kennen lernen, der einer durchschnittlich intelligenten Schülerin eine schöne und interessante Arbeit in einer Fabrik vorschlägt? Man könnte meinen, für diese Arbeiten kämen bloß ‹Dubel› in Frage. Also müssen halt doch die Fremdarbeiterinnen diese Lücken füllen. Man kann doch eine altbekannte Fabrik, die sich bemüht hat, zu rationalisieren soweit es ging, die mit einem Mindestbestand von Leuten arbeiten muß, nicht einfach schließen!

Die Kontrolle ist bei diesen kleinen und mittleren Betrieben übrigens sehr scharf, aber wie steht es bei den großen? Wie ist es möglich, daß die sehr großen Firmen sich immer noch vergrößern, woher nehmen diese die Leute? Und wie kommt es, daß man bei Bau- und Straßenarbeiten immer so viel ausländische Arbeiter antrifft, daß man sich an den Kopf greifen muß, daß es nicht möglich ist, mit der Hälfte auszukommen? Oder sind die Leute immer minderwertiger, so daß man für einen Normalen zwei einstellen muß? Dann ist das Ansteigen auch nicht verwunderlich. Und betrachtet man einmal die Arbeitsweise in einem Betrieb, wo die Fremden nicht plafoniert sind, was beobachtet man hier? – Ich meine, man sollte deshalb nicht gegen die Fremdarbeiter gerichtet sein, aber man sollte einmal am richtigen Ort abbauen und die Sache sehen wie sie ist. Man sollte ... aber wer?

P. N., Münchwilen

Herr Spühler und Ho Chi Minh

Sehr geehrter Herr Till,

zu Ihrem Artikel ‹Parallelen?› in Nr. 42 möchte ich Ihnen noch einiges zu bedenken geben:

1. Herr Spühler hat *nicht* geschrieben: Ho sei ein unersetzlicher Verlust für die Schweiz, oder für Amerika, oder für Südvietnam, oder für den Osten, sondern: ‹ein unersetzlicher Verlust für die Demokratische Republik Vietnam›. Das ist nichts als die Wahrheit! Wer nur wenig sich informiert über die Geschehnisse in Vietnam, weiß, daß Ho Chi Minh für Nordvietnam tatsächlich ein unersetzlicher Mann war.

2. Ich glaube auch, daß Herr Spühler über Ho Chi Minh das weiß, was die NZZ weiß. Ich bin aber überzeugt, daß Herr Spühler noch *mehr* weiß! Die NZZ kennt nur *eine* Seite dieses Vietnamesen. Herr Spühler kennt halt auch die *andere*.

3. Ich schätze Ihre Kritik an diesen ‹Kleinigkeiten›. Sie helfen aber der echten Kritik nicht viel, wenn Sie Tatsachen, die nun einmal sind, nicht anerkennen.

4. Ich sehe absolut keine Parallele zwischen beiden bundesrätlichen Telegrammen.

H. H., Urdorf

... Bundesrat sein, dagegen sehr

Lieber Nebi,

was Ihr Mitarbeiter ‹Till› in der Nummer 42 unter dem Artikel ‹Parallelen› schrieb, hat mir nicht nur ein bißchen, sondern ziemlich viel zum Nachdenken gegeben. Wie kann sich ein Mann, der den Namen eines Bundesrates trägt, in einem Lande, wo Demokratie noch groß geschrieben wird, nur so undemokratisch verhalten? Ich weiß, daß bei solchen Persönlichkeiten die guten Taten nur selten gelobt werden. Man kritisiert meistens nur die Fehler. In diesem Falle muß aber Kritik geübt werden.

Warum kann Herr Bundesrat Spühler in seinem Telegramm an Vietnam von einem unersetzlichen Verlust für Vietnam sprechen, von einem Mann, der dem vietnamesischen Volk zum Teil nur Unterdrückung und Krieg brachte? Ich glaube nicht im geringsten, daß Herr Spühler über Ho Chi Minhs Vergangenheit nicht mehr wußte, um ein solches Telegramm zu schreiben. Und sollten mit diesem Land noch so gute, diplomatische Beziehungen bestehen, so ist dies ungerecht gegenüber dem ganzen Schweizervolke. Zu der offenen Stellung aber, möchte ich dem Nebelspalter für diesen Artikel danken.

W. F., Full

Was man von denkenden Lesern erwarten darf ...

Lieber Nebi,

seit einigen Jahren lese ich Deine Zeitschrift von A bis Z, und nun möchte ich Dir endlich einmal danken für die vielen heiteren und besinnlichen Stunden, die ich bei dieser Lektüre erleben durfte.

Ich kenne nun schon alle Deine Mitarbeiter ziemlich gut, und ich darf sagen, daß ich von allen mehr oder weniger begeistert bin. Angefangen bei Bö, dem ich ans Herz legen möchte, weiterhin nach Kräften an der geistigen Entwicklung seines lieben Schweizervolkes weiterzuarbeiten. Ritter Schorsch und Bruno Knobel, die uns u. a. immer wieder zeigen, was im Leben wichtig ist. Bethli empfehle ich, sich nach einer, wenn auch spitzen, jedoch weniger giftigen Waffe umzusehen, um für ihr geliebtes Frauenstimmrecht zu kämpfen. Besonders unterstützen möchte ich AbisZ bei seinem Disput um die südafrikanischen Rassenprobleme. Ich verstehe davon zwar nichts, aber es kommt mir verdächtig vor, daß vor allem Leute sich persönlich angegriffen fühlen, die lange Zeit in Südafrika gelebt haben. Vielleicht regt sich bei ihnen das Gewissen, weil sie damals (als Partei) an dem Schlammassel direkt beteiligt waren. Vor allem sind mir auch Deine Karikaturisten, namentlich Paul, Jüsp, Horst, bil, Rauch und Hürzeler, ans Herz gewachsen.

Natürlich bin ich nicht mit allen Aussagen durchwegs einverstanden, doch sie appellieren ja vor allem an denkende Leser, und von denen erwartet man, daß sie sich aus allen subjektiven Meinungen über ein Problem ein eigenes (möglichst!) objektives Urteil bilden. Auf jeden Fall wird im Nebi Objektivität angestrebt und Kritik aufbauend, nicht vernichtend geübt. Damit erfüllt der Nebi eine schöne und dankbare Aufgabe, die sich jede Zeitung stellen sollte.

Nochmals, lieber Nebi, herzlichen Dank!

W. L., stud., Zürich

Anderer Meinung

Antwort an P. F., Johannesburg

Deine in Nr. 41 veröffentlichten Zeilen gegen ‹Gift-Verbreiter› AbisZ sind nicht nur von egoistischem und kurzsichtigem Denken geprägt, sie lassen auch jegliche Toleranz vermissen. Nach Deiner – zum Glück unmaßgeblichen – Ansicht enthalten die Artikel des AbisZ weder Humor noch Satire und sollten aus dem Nebi verschwinden. Da bin ich jedoch anderer Meinung. Ich möchte die fundierten, klaren Beiträge nicht missen. Und wäre der Nebi auf Deine Ansichten zugeschnitten – dann würde ich ihn nicht mehr lesen.

Von einem Landsmann in der weiten Ferne hätte ich entschieden mehr Objektivität und Verständnis gegenüber andern Ideen erwartet. Aber es scheint tatsächlich, daß viele Schweizer ihre kleinliche Füdlibürger-Denkweise auch im Ausland nicht abstreifen können, wenn sie schon überheblich glauben, den Daheimgebliebenen Lehren erteilen zu müssen ...

K. S., Goldau

Dank an AbisZ

In Nr. 41 des Nebelspalters singt Herr oder Frau P. F. in Johannesburg ein Loblied auf den Nebelspalter, weil dieser in der Lage sei, die Mundwinkel zum Dehnen zu bringen. Dann fällt der Einsender ein vernichtendes Urteil über den Mitarbeiter AbisZ. Dieses Urteil ist ungerecht und muß zurückgewiesen werden.

Der Einsender ist offenbar der Meinung, der Nebelspalter sei irgendein Witzblatt, das sich zur Aufgabe gemacht, die Lachmuskeln in Bewegung zu bringen. Damit schätzt er aber den Nebelspalter viel zu tief ein. Wie schon sein Name sagt, will der Nebelspalter den Nebel spalten, der für viele Menschen die Probleme einhüllt. Er will die Dinge zeigen, wie sie sind. Trotz allem Humor meint er es sehr ernst mit dem, was er sagt. Selbst die

Karikaturen sind ernst gemeint. Besonders die Bö-Bilder haben einen ernsten, beinahe düsteren Hintergrund. Sie wollen den Menschen die Augen öffnen. Damit hat sich der Nebelspalter während des tausendjährigen Reiches bleibende Verdienste um unser Land erworben.

Gerade das will auch AbisZ mit seinen Artikeln, die gar nicht ohne Humor und besonders nicht ohne Sarkasmus sind. Ich verweise auf seinen Artikel ‹Demokratische Firnis wird rissig› in Nr. 31, wo er mit viel Zivilcourage auf eine Gefahr hinweist, die viele Schweizer nicht sehen oder nicht sehen wollen, die Gefahr der Radikalisierung des deutschen Volkes. Der deutsche Nationalismus in Verbindung mit dem beinahe allen Deutschen angeborenen Kadavergehorsam hat schon viel Unglück in der Welt verursacht und bedeutet auch weiterhin eine große Gefahr für Deutschland, für Europa und für die ganze Welt. Wir zweifeln zwar nicht, daß es den heute verantwortlichen Politikern in Westdeutschland ernst ist mit ihrem Kampf gegen den Nationalismus, aber der deutsche Boden ist harter Boden für den demokratischen Geist. Die demokratische Saat ist immer in Gefahr, vom Nationalismus überwuchert und erstickt zu werden. Im Volk der Dichter und Denker gibt es noch viele, die nicht zufrieden sind mit der Rolle, die das große deutsche Reich heute spielt, und nach Höherem streben. Weil AbisZ die Dinge richtig erkennt und auf drohende Gefahren aufmerksam macht, schätzen wir seine Mitarbeit im Nebelspalter. Er ist ein ‹Lebender Nebelspalter› und wir danken ihm.

B. A., S-chanf

Ich ärgere mich wöchentlich ...

Auf den 31. Dezember 1969 läuft mein Abonnement für den Nebelspalter ab. Ich möchte es nicht mehr erneuern und bitte Sie, mich von der Abonnementenliste zu streichen. Zwar fällt es mir nicht leicht, auf Ihre Zeitschrift zu verzichten. Die meisten Beiträge sind hervorragend gut. Hingegen ärgere ich mich wöchentlich mehr über die Aufsätze Ihres Mitarbeiters AbisZ. Die Art, in der er beständig Bestehendes herunterreißt und der Popanz ‹Jugend› Referenz erweist und um ihre Gunst katzbuckelt, widert mich an. Mit Humor und Satire haben die Beiträge von AbisZ herzlich wenig mehr gemeinsam.

Nüt für unguet – und freundliche Grüße

A. H., Aarau

Betagte Staatsmänner, Intellektuelle und Künstler bei Moloch Jugend um Gunst flehend.

Zur Zeichnung ‹Moloch Jugend›

(Nebelspalter Nr. 40)

Sehr geehrter Herr Redaktor,

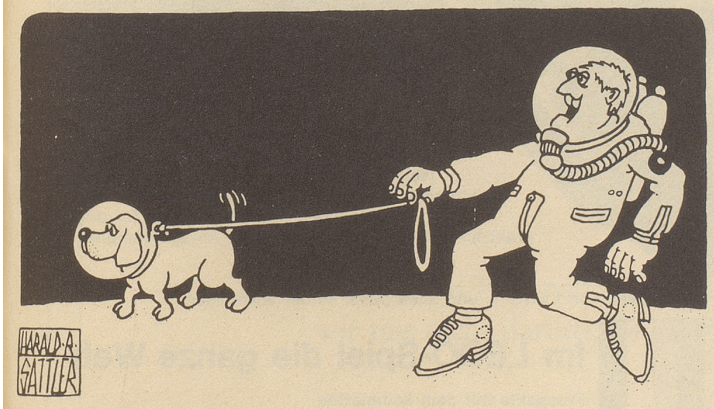
bei Moloch Jugend um Gunst zu flehen lohnt sich, denn dieser Gott ist seinen Anbetern gütig gesinnt und erhört ihr Flehen und belohnt die Geschenke. Aber immer steht neben dem guten Gott auch ein böser Gott im Götterhimmel der spätkapitalistischen Wohlstandsgesellschaft.

Der böse Gott ‹APO› ist ein Bruder des Gottes Moloch. Er hat sich gegen den Gott Moloch erhoben und wurde durch diesen in die Hölle der Opposition gestürzt. Der satanische ‹APO› betrachtet die Geschenke der Bürger als billigen Bestechungsversuch und behauptet wirtschaftlicher Wohlstand sei Opium fürs Volk. Er hat die Frechheit mit Flugblättern und Demonstrationen Unruhe und Aufregung unter die Masse der zufriedenen Gerechten zu säen. Er geht sogar soweit Geschenke wie bessere Ausbildung, Gleichberechtigung der Frauen und Mitbestimmung in Schulen, Universitäten und Betrieben zu fordern. Er stellt das erste und größte Gebot der Ruhe und Ordnung in Frage.

Zum Glück ist aber der Gott Moloch noch stärker. Er ist gütig und verzeiht gerne kleinere Sünden wie Waffenschieberei, Wucher und Ausbeutung. Oder wie sollte er auch nicht versöhnlich sein, wenn ihm doch gegen ein bißchen Arbeit und geringes Geld Autos, Schallplatten, Coca-Cola geschenkt werden?

Ho-Ho-Hoffentlich!

B. O., Basel



«Nun sei doch vernünftig ... hier gibt es keine Bäume!»

Nun tanzen sie wieder ... auch in Zürich

Zum feierlichen Abschluß der Unterwerfung des tschechoslowakischen Volkes unter die Herrschaft Moskaus und der Verschickung freiheitlich gesinnter Schriftsteller in sibirische Konzentrationslager, gastiert in Zürich das Moskauer Moissejev-Ballett. Kaum sind die letzten Protestreden zum 21. August verhallt, wird die Zürcher Bevölkerung zum Beifallspenden einer Propaganda-Show geladen, einer Propaganda-Show von unbestritten ‹unbeschreiblicher Pracht›. Und sie werden gehen, die ewig Naiven, und sie werden unter dem Eindruck des Gebotenen feststellen, die ‹Sache› in der CSSR kann gar nicht soo schlimm gewesen sein.

Der Begriff Schizophrenie – in letzter Zeit allzu sehr strapaziert – im Zusammenhang mit der tschechoslowakischen Tragödie und dem Moskauer Gastspiel in Zürich ist seine Anwendung berechtigt. Den Tschechen-Wimpel am Auto werden die Besucher selbstverständlich weiterhin flattern lassen. Man kann schließlich nicht immer ‹niemals vergessen›.

Kultur hat mit Politik nichts zu tun? Die ‹Prawda› vom 9. Januar 1965 ist anderer Meinung:

> «Das Kunstschaffen kann sich nicht unabhängig von der Gesellschaft entwickeln, kann keine Privatangelegenheit des Künstlers sein. Nur dann wird die Kunst eine zuverlässige geistige Waffe der Partei und des Volkes sein, wenn sie der Sache des Kampfes für den Kommunismus dient ...»

Der Sympathie der in Sibirien inhaftierten Intellektuellen können sich die Besucher gewiß sein. «Sichern Sie sich sogleich Ihre Plätze!»

E. B., Zürich

Rezept für eine vernünftige Währungspolitik

(Zum Leserbrief ‹Vox populi?› in Nr. 42)

Lieber Nebi,

die Ueberfremdung der Schweiz durch ausländische Arbeitskräfte (nicht nur Italiener) kommt von der Exportindustrie her. Solange der zu billige Schweizerfranken diesem heute gewaltigen Wirtschaftszweig die Hasen (Aufträge) massenhaft in die Küche jagt, ruft das immer mehr ausländischen Arbeitskräften. Man muß also bei der Währungspolitik anpacken und den Wechselkurs freigeben. Dann steigt der Wert des Schweizerfrankens auf seine gesunde Höhe und die Exportaufträge sinken bald einmal auf ein normales Maß. Der Fremdarbeiterstab geht ohne Zwangsverfügung reibungslos zurück und damit auch seine zugegeben menschlich manchmal unangenehmen Begleiterscheinungen. Es nützt nichts, die Initiative Schwarzenbach zu unterstützen, die ja keine konstruktiven Gegenvorschläge macht. Ich werde dagegen stimmen. Sorgen wir doch dafür, daß unser Nationalbank-Direktorium ein Instrumentarium in die Hand bekommt, um eine einwandfreie Währungspolitik zu betreiben. Aber schon ist an dessen Stelle ‹eine Uebereinkunft› mit den Großbanken abgeschlossen und die Bundesversammlung ausgeschaltet worden, welche das Instrumentarium schaffen wollte. Vorläufig soll also kein solches erstehen, nichts soll ändern in Sachen Währungspolitik. Der freie Wechselkurs würde eine wirtschaftliche Katastrophe herbeiführen, behaupten die Export-Habeas und ihr getreuer Anhang inkl. Bundesrat.

Nun hat aber Deutschland, auch an Ueberfremdung und zu billiger Mark leidend, am 29. September 1969 seinen Wechselkurs freigegeben. E. R. schreibt darüber als Wirtschafts-Berichterstatter des ‹Bund› u. a.: «Was ist von der interessebedingten Schwarzmalerei hinsichtlich einer Paritätsänderung der Mark geblieben? Die Welt atmet auf, der Spuk der Pseudoargumente ist von der Wirklichkeit über Nacht weggeblasen worden. Während bis noch vor kurzem die Wissenschaft wohl nahezu einhellig, aber allein im Kampf gegen falsche Wechselkurse dastand und von seiten der Notenbanken gerne von recht hoch oben herab auf die lieben, etwas weltfremden Theoretiker geschaut wurde, sind es nun sogar die Notenbankleiter selber, wie etwa Blessing, die vom Saulus zum Paulus geworden sind.

Auch in der Schweiz gibt es Leute genug, die eine Aufwertung des Frankens hartnäckig als Landesunglück hinzustellen versuchen. Wohltuend wirkt es demgegenüber, zu sehen, wie sehr im Ausland immer mehr die Einsicht reift, daß ein Land mit geordneten Verhältnissen heute vor der Alternative steht, entweder die Inflation der Inflationsländer mitzumachen oder sie durch eine Aufwertung abzufangen und relative Stabilität zu sichern. Der Gesinnungswandel in Richtung auf beweglichere Wechselkurse ist weltweit geworden ... Darf man auch für unser Land hoffen, daß Währungspolitik in Zukunft mehr als volkswirtschaftliche Angelegenheit und weniger als Domäne von meist ohnehin falsch verstandenen Sonderinteressen aufgefaßt wird? Die deutsche Katastrophe ist ausgeblieben und wird nie eintreten. Die Spreu scheidet sich vom Korn.»

Die Initiative Schwarzenbach lenkt nur vom wahren Problem ab. Als vor dem ersten Weltkrieg der Wechselkurs noch frei und die Schweiz Mitglied der europäischen Münzunion war, hatte unser Land auch an die 700 000 Ausländer. Aber die störten keinen Menschen, bildeten kein Problem. Ergo, immer wieder: Wirtschaft, Horatio!

E. K., Bern

Das getrübte Bild der jungen Generation

Lieber Nebi,

einer Deiner Mitarbeiter schrieb kürzlich, es hätte sich an der Maturafeier der Kantonsschule Luzern ein Maturant in seinem Abschiedswort darüber beklagt, daß während der Schulzeit eigene Ideen nicht geschätzt und die Studenten zu Meistern der Reproduktion erzogen worden seien. Kommentiert wird diese Meldung von Deinem Mitarbeiter ‹fis› wie folgt: «Mutige Worte! Aber warum erst nach der Matura?»

Darauf würde ich – ich kenne die Sachlage nämlich ein wenig – ungefähr dies antworten: «Weil vor der Matura dies zu tun sich nur leisten kann, wer nicht besonders viel Wert auf das Maturazeugnis legt!»

Falls Du diesen Beitrag in Deine geschätzte Zeitung aufnehmen willst, so würde dies vielleicht dazu beitragen, das (von oben) so vielgetrübte Bild der jungen Generation in ein etwas anderes Licht zu rücken.

M. P., Kriens